
Helmut Klüter ■

Kultur als Ordnungshypothese über Raum? ¹

1 Einleitung

Der in den 70-er Jahren des letzten Jahrhunderts ausgerufenen cultural turn in den Sozialwissenschaften (z. B. Geertz 1973) erreichte in den 90-er Jahren die europäische Geographie (vgl. Claval 2001) und liegt seit 2003 auch als deutsches Lehrbuch „Kulturgeographie“ vor (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2003; Rezension: Klüter 2005). Nicht nur die Geographie ist von einer Wiederbelebung des Kulturbegriffs betroffen, sondern auch Geschichte, Soziologie, Philosophie, Linguistik, Politologie und Kommunikationswissenschaften. Eine Aufwertung erfuhren solche Disziplinen, die sich nie vom Kulturbegriff getrennt hatten, so die Ethnologie, die Archäologie und in gewisser Weise die Theologie – also „Geisteswissenschaften“ im weitesten Sinne des Wortes. Einige Hochschulen haben Kulturwissenschaften anstelle von Sprach- und Sozialwissenschaften als Bezeichnung von Fachbereichen und Fakultäten übernommen. Unter diesem Aspekt scheint „Kulturgeographie“ etwas Modernes, zumindest aber Attraktives zu sein. Diese Attraktivität wird im folgenden Abschnitt hinterfragt. Danach soll untersucht werden, inwiefern kulturologische Methodik sich von üblicher Sozialwissenschaft unterscheidet. Im vierten Teil wird gefragt, wo sich Schnittmengen zwischen Kulturologie und Kulturgeographie ergeben. Dabei ist zu erörtern, inwieweit mit Hilfe des Kulturbegriffs geographisch-räumliche Sachverhalte geordnet werden können. Anschließend wird die Ausgangsfrage umgedreht: Können Raumabstraktionen als Ordnungsstrategie für das genutzt werden, was gemeinhin als Kultur bezeichnet wird?

2 Zur Attraktivität von Kultur

Traditionell erfasst der Begriff „Kultur“ eine enorme Bandbreite von Sachverhalten. Sie reicht von kultureller Infrastruktur (Museen, Theater, Kirchen, Stadthallen, Denkmäler) über Bildungsinhalte an Schulen, Hochschulen und in Enzyklopädien bis hin zum Inventar

¹ Der Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, der unter gleichem Thema auf der Tagung „Welt-Ansicht(en) der Geographie“ in Sankelmark bei Flensburg im Mai 2005 gehalten wurde.

dominanter Lebensformen, Meinungen, Praktiken, Normen, Techniken, Wissensbereiche, Ideen, Religionen, Traditionen und Werte. Bei einigen Theoretikern ist auch die Kommunikation über all dieses mit eingeschlossen, andere beschränken den Komplex auf den Output wie auch immer gearteter Kreativität und seiner Vermarktung („Kulturbetrieb“). Schon an diesem Punkt wird der deskriptive Kulturbegriff problematisch. Kreativität impliziert die Abweichung von allgemein akzeptierten Lebensformen, Normen und Ideen – und wird nach der Akzeptanz ihrer Ergebnisse als Kunst, Literatur oder Musik durch „Kulturträger“ ebenfalls zur Kultur. Wenn dem ehemals revolutionären Künstler dann noch ein steinernes Denkmal gesetzt wird, wird frühere Unkultur sogar zu zukünftiger kultureller Infrastruktur. Kultur ist somit einer der wenigen Bereiche, der selbst von hart gesottenen Positivisten dialektisch gedacht wird.

Auch der umgekehrte Fall ist denkbar: Eine bestimmte Praktik gilt den Zeitgenossen als Kultur, wird aber von den Nachkommen verdammt. Kreuzzüge, Hexenverbrennungen und noch im 20. Jahrhundert die Judenvernichtung wurden mit angeblich höchsten kulturellen Motiven inszeniert – und gelten heute als Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Es scheint zur Dialektik von Kultur zu gehören, dass sie sich sowohl für positive als auch für negative Extremleistungen einsetzen lässt. Nach dem Zweiten Weltkrieg war dies einer der wichtigsten Gründe, Kultur zu einem Problem, d. h. zu einem Objekt für moderne Sozialwissenschaft zu machen.

Mit der Überwindung der letzten Diktaturen in Mittel- und Südeuropa, mit der Etablierung der Europäischen Union ist jenes Motiv in den Hintergrund getreten. Positive Aspekte der Nutzung des Kulturbegriffs werden wirksam:

- Kultur gestattet als Unterstellung gemeinsamer Normen, Werte, Ziele, Techniken, Ideen, Traditionen und Sprache für die Individuen eines „Volkes“ eine gewisse Zuordnungssicherheit. Leicht finden sich für so etwas Empirien: Wenn es auf 20 Uhr zugeht, ist in Deutschland die „Tagesschau“ angesagt. Selbst das italienische Staatsfernsehen RAI kann sich diesem deutschen Kulturgut nicht entziehen und strahlt für die Autonome Provinz Bozen (Südtirol) eine (eigene) „Tagesschau“ aus.
- Kultur als Unterstellung scheint für moderne, „harte“ Wissenschaft nicht nutzbar zu sein. Doch selbst diese Vagheit wird zum weiteren Element ihrer Attraktivität: Sie gestattet es, Kulturologie als Symptomatologie (Luhmann 1997, S. 590) zu etablieren. Der hermeneutischen Interpretation sind somit Tür und Tor geöffnet: Kunstwerk, Bauwerk, Stahlwerk – unter bestimmten Gesichtspunkten wird auch das letztere zum Kulturgegenstand – etwa als Weltkulturerbe Völklinger Hütte.
- Unter dem letztgenannten Aspekt liefert jede „Kultur“ ihre Geographie gleich implizit mit, und zwar als Verbreitungsareal jener Symptome oder ihrer Träger.
- Kultur ist damit direkt an die geographische Landschaftsindikatorenlehre anschließbar – ohne komplizierte Umwege über Technik, Wirtschaft oder soziale Prozesse.
- Kultur umgreift mit Journalismus, Literatur, Kunst, Musik, Architektur, Bildung, Verlagswesen, Rundfunk und Fernsehen einige benachbarte gesellschaftliche Teilsysteme

von Wissenschaft. Dieser Kulturbetrieb verschafft letzterer eine Nische, eine Bastion oder ein Ruhebett, von dem aus man die übrige Gesellschaft beobachten, vielleicht auch ein wenig verachten kann. Für die politisch-institutionelle Einbettung, für geregelte Arbeitsverhältnisse, also für das leibliche Wohl der Wissenschaft, sorgt ein Kultusminister. Die Dauerhaftigkeit und Propagierung jener Nische übernimmt der Kulturteil überregionaler Zeitungen. Diese sehr direkte, angenehme Form von Embeddedness bedarf der Pflege.

- Kultur umarmt daher auch die dringend benötigten Sponsoren der privatisierten Forschung. Während der sensible Sponsor von einem unsensiblen Sozialwissenschaftler oder Sozialgeographen die Fragen fürchtet: „Wie sind Sie zu Ihrem Reichtum gekommen? Wie ist er regional verteilt?“ kann er dem Kulturwissenschaftler oder dem neuen Kulturgeographen vorbehaltlos vorschlagen: „Tun wir etwas für Kultur! Bekämpfen wir doch gemeinsam diese oder jene Spielart der Unkultur! Hier ist das Geld!“
- Hier wird der direkt ökonomisierbare Wert von Kultur deutlich: Es wird eine gemeinsame Solidaritätsbasis für Sponsoren, ihre Wissenschaft und deren Adressaten geschaffen.

3 Kulturologische Methodik

Bei alledem scheinen die Unterschiede zwischen Kulturologie und Soziologie zunächst marginal zu sein:

- Kulturologie unterstellt ähnlich einem Rechtssystem eine Gemeinsamkeit von Normen, Werten, Zielen, Techniken, Ideen, Traditionen und Sprache, die für alle Individuen eines Volkes gelten soll.
- Soziologie unterstellt für eben diese Aspekte Verschiedenheit, die auf Gruppen oder Individuen einer Gesellschaft bezogen werden.

Für viele Forschungsfragen erscheint es irrelevant, ob man heuristisch Gemeinsamkeit annimmt, um sie nach einer Analyse durch Abweichungen vom Gemeinsamen zu relativieren, oder ob man von Verschiedenheiten ausgeht, unter denen man später Koalitionen und Fusionen ausmacht.

Prinzipielle Differenzen ergeben sich allerdings beim Menschenbild. Moderne Soziologie denkt den Menschen im Plural, d. h. als Interessenträger oder Organisationsmitglied, der gegen andere Interessenträger und Organisationen abzugrenzen ist. Dementsprechend ist Sozialgeographie eine Geographie der Menschen. Kulturologie konzipiert „den Menschen“ als Gattungswesen. Er ist Teil einer biologischen Gattung, eines Volkes, Stammes oder einer sonstigen Population. Durch diese Teilhabe oder Teil-Eigenschaft ist sein Handeln stark determiniert. Häufig ist auch von „Verhalten“ die Rede, wobei der individuelle Entscheidungsspielraum gegen Null tendiert. Die Kultur- oder Anthropogeographie gilt folglich als „Geographie des Menschen“.

Wie ein Arzt ist der Kulturologe darauf angewiesen, Symptome zu entdecken und sie

kulturell zu interpretieren. Die Arbeit am lebenden Körper, den man nicht ohne gute Versicherung öffnen sollte, gestattet eine gewisse Aura des Spekultativen. Dem Irrenden wird eine kulturell, ja geradezu schicksalsbedingte Tragik zugestanden. Martin Heidegger und Ernst Jünger profitierten davon. Kultur entlastet das Individuum, das eingespannt in das kulturelle Gewebe seiner Zeit sowieso nicht allzu viele Entscheidungsmöglichkeiten hat. Das zeigt: falsche Kultur ist gegenüber richtiger Kultur nicht nur fehlerhaft, peinlich oder verboten. Sie kann auch als Entschuldigung für individuelles Fehlverhalten eingesetzt werden. Sogar gegenwärtige Abweichungen kann Kulturologie ertragen, tolerieren und perfektionieren: als Subkultur.

Die kulturologische Diagnose muss wie die medizinische mit personellen, psychologischen, historischen, sprachlichen und anderen Verzerrungen rechnen. Bei der Diagnose des Arztes entsteht ein subjektiver Gesamteindruck über Krankheit als verallgemeinerte Erscheinung und über das zu heilende Individuum in concreto, wobei das letztere kaum Kontrollmöglichkeiten über die Richtigkeit der Diagnose besitzt. Dieses Verhältnis ähnelt dem zwischen Lehrer und heranwachsenden Individuum. Der Lehrer vermittelt dabei mit Hilfe des Lehrbuches sein Welt- oder Fachverständnis an den Schüler. Kultur ist das, was der Lehrer hat oder weiß, und gleichzeitig das, was der Schüler lernen muss oder noch nicht weiß. Und ähnlich wie in der Medizin der gute Arzt vergöttert wird, leistet sich Kultur einen Personenkult um Wissende mit Preisträgern und Akademien, etwa der Académie Française. Einträchtig sitzen in diesem Gremium Schriftsteller, Wissenschaftler, Kritiker und ehemalige Revolutionäre nebeneinander. Kultur gilt als eine Art Schmuck des arrivierten Individuums, das dann ähnlich wie die Elite in einem totalitären politischen System im Gegensatz zu den auf durchschnittliche Gattungswesen reduzierten übrigen Menschen („Volk“) steht.

Den Arrivierten wird die Gabe des Beobachtens zuerkannt. Sie beobachten auch Beobachter und natürlich auch die Beobachter der Beobachter. Das Beobachtete wird arrivierte erzählt, wobei wiederum auch das Erzählen von Erzähltem und das Erzählen von erzählten Erzählungen mit eingeschlossen ist. Mit Beobachten und Erzählen ist bereits der Grundbestand kulturwissenschaftlicher Methodik erschöpft. Auch größere Theorien sind Erzählungen. Zu große Erzählungen überbeanspruchen die Zeit und die Rezeptionsfähigkeit der Zuhörer und müssen vermieden werden.

Dies impliziert den weitgehenden Verzicht auf Kritik, auf Strukturanalysen, evolutionäre Ansätze wie Systemtheorien, auf planerische Gesamtkonzepte und auf Emanzipation. Viele Autoren kokettieren mit einem begrenzten Anspruchsniveau. Sie verzichten ganz offen auf Wissenschaftlichkeit und Objektivität. Man „dekonstruiert“, was von einem methodisch höheren Anspruchsniveau ausgeht.

Als Hauptobjektbereich solcher Art von Wissenschaft bietet sich das wissenschaftliche Ich als Parallele zum literarischen Ich an. Seine Umwelt wird, einschließlich des Räumlichen, mehr oder weniger auf Semantik für das Ego reduziert – oder noch einfacher: ontologisch oder positivistisch als a priori existent vorausgesetzt.

Egozentrik wird unter diesen Umständen zum beliebten Forschungsprogramm, wobei die gewählte „kulturelle“ Bezugsgruppe unter dem Label des kollektiven „Wir“ vereinigt wird.

Disziplinargrenzen spielen in einem derart reduzierten Wissenschaftsprogramm kaum noch eine Rolle. Viele Kulturwissenschaftler sehen ihre Aktivitäten als inter- oder multidisziplinär an. Dabei handelt es sich viel eher um Infradisziplinarität, das heißt: um Aktivitäten unterhalb der Exaktheitsschwelle von Einzeldisziplinen. In diesem Sinne wird also bewusst „folk science“ im Sinne von G. Hard produziert, und das in zweierlei Bedeutung:

1. Man möchte für das „Volk“, d.h. für „seine“ politische und ökonomische Elite verständlich sein.
2. Man produziert Stereotypen über das eigene und andere „Völker“. Das eigene Volk schneidet dabei meist recht positiv ab.
3. Die Stereotypen werden zu Pseudo-Kollektivindividuen zusammengefasst – wie man es aus dem Sport kennt: „DDR besiegt Bundesrepublik“ (1974 in Hamburg mit 1 : 0). Oder: „China hat vor Europa und unabhängig von Europa den so wichtigen Kompass und andere für die Seefahrt und Entdeckungsbewegung wichtige nautische Instrumente, außerdem den Globus erfunden.“ (Schlögel 2003, S. 150)

Von dort ist es nur ein kleiner Schritt zur „Psychologie“, „Kreativität“, „Überlebenskraft“ und „Stärke“ von Völkern. Auch die „Kultur“ von Völkern wird dann häufig in dem Sinne benutzt, wie man vom kulturvollen Benehmen einer Person reden würde. Die Personalisierung von Kulturen geht vielleicht dort am weitesten, wo man ihnen eine eigene Biographie mit eigenen Überlebens- und Sterbestrategien unterstellt. „Alle Kulturen machen einen ähnlichen Prozess der Entstehung, des Aufstiegs und des Niedergangs durch.“ (Huntington 1996, S. 512 f.) Auch der Selbstmord wird gleich mitgedacht: „Viel bedeutsamer als wirtschaftliche und demographische Fragen sind Probleme des moralischen Verfalls, des kulturellen Selbstmords und der politischen Uneinigkeit des Westens.“ (Huntington 1996, S. 500). Auch die Rettung vor dem Untergang wird in den Bahnen von Individuen gedacht: „Im Kampf der Kulturen werden Europa und Amerika vereint marschieren müssen oder sie werden getrennt geschlagen. In dem größeren Kampf, dem globalen eigentlichen Kampf zwischen Zivilisation und Barbarei sind es die großen Weltkulturen mit ihren großen Leistungen auf dem Gebiet der Religion, Kunst und Literatur, der Philosophie, Wissenschaft und Technik, der Moral des Mitgefühls, die ebenfalls vereint marschieren müssen, da auch sie sonst getrennt geschlagen werden.“ (Huntington 1996, S. 531). In all dem wird deutlich, dass sowohl dem Wettbewerbs- als auch dem Kampfgedanken eine merkwürdige, fast totalitäre Vergleichsstrategie zugrunde liegt, in der schließlich der einen Population von Religion über Wissenschaft bis Mitgefühl Positives und der „Barbarei“ Negatives unterstellt wird. Geographie müsste hier fragen, unter welchen Aspekten solche Vergleiche sinnvoll sind, und ob sie unbedingt derart vulgär-individualistisch durchgeführt werden müssen.

Die unreflektierte kulturologische Axiomatik zielt auf Konflikte zwischen Kulturen,

also größeren Aggregaten. Der kulturologische Output ist damit oft direkt an Programme von Territorialadministrationen anschließbar. Und er eignet sich als besonders politisches Programmraumadditiv zur Steigerung von Aggressivität (z. B. Huntington 1996) und wird gegebenenfalls direkt in die Erzeugung von Kriegsideologien für eine politische Administration eingespeist.

4 Schnittmengen mit und Bindearme zur Kulturgeographie

Auf die semantische Nähe von kulturologischer Symptomatologie und kulturlandschaftsgeographischer Indikatorenlehre wurde schon anfangs verwiesen. Insofern scheint das Wiederaufleben der Kulturgeographie im Lichte des *cultural turn* selbstevident zu sein. Attraktiv für Kulturgeographie ist sicher auch die methodische Reduktion aufs Beobachten und Erzählen. Gebhardt gelingt es, beinahe den gesamten geographischen Output erzählerisch zu fassen: „a) Hermeneutisch-interpretative Erzählformen, b) Systemtheoretisch informierte Erzählformen, c) Poststrukturalistische und diskursanalytische Erzählformen.“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 299) Unberücksichtigt bleibt, dass der Begriff „Erzählung“ in der Literaturwissenschaft schon seit fast einem Jahrhundert ein *Terminus technicus* und ganz anders angelegt wurde (vgl. Lotman 1972). Bei Gebhardt vereinfachen sich die Erzählformen nicht zuletzt dadurch, dass die Diskursanalyse somit in hermeneutischer Tradition steht (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 300 ff.). Es verbleiben also nur noch zwei unabhängige Erzählformen, von denen die systemtheoretische nach einer kurzen Vorstellung nicht mehr erwähnt wird.

Damit bleibt die „hermeneutisch-interpretative Erzählform“ übrig – also genau das, was Kulturlandschaftsgeographen schon immer gemacht haben. Kulturgeographie 2004 hat weder Skrupel noch Probleme, das sogenannte diskursive „Neue“ in das alt bekannte Kulturlandschaftsforschung der 60-er Jahre des letzten Jahrhunderts einzuordnen einzupassen: „Die Regionale Geographie... kann auf diese Weise zunächst die alten Diskussionen um die Wissenschaftlichkeit geographischer Regionalisierungen überwinden, indem sie klar macht, das jegliche Form der Regionalen Geographie eine Form der Landschafts-Deutung darstellt, eine Konstruktion aus dem spezifischen und historisch wandelbaren Blickwinkel der Geographie.“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 304) Also sortiert Gebhardt seine „Beispiele öffentlicher Diskurse in Deutschland in Bezug auf die klassischen Teilgebiete der Humangeographie“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 309) so, dass sie weitgehend in Uhlig's kulturlandschaftliche „Organisationsplan und System der Geographie“ (Uhlig 1970, S. 28) passen.

Konnte man allerdings für die alte Kulturgeographie noch eine Art raumwissenschaftlichen *Common sense* annehmen – auch wenn er sich weitgehend aus Ignoranz gegenüber dem Fremden und der Isoliertheit der damaligen Geographie ergab –, verzichtet die „neue“ Kulturgeographie ganz absichtlich auf methodische Perfektion und inhaltliche Aktualität. Insofern huldigt sie einem Eskapismus, für den Weltferne und Mystik

die neuen Qualitätsmaßstäbe sein können (z. B. Falter, Hasse 2002). Noch enger am subjektiven Erleben orientiert sind Lossau 2003 und Strüver 2003, in denen jeweils das wissenschaftliche mit dem dichterischen „Ich“ beinahe zusammengefließen wäre, wenn die Autorinnen gewisse narrative Qualitätsmaßstäbe beachtet hätten.

Demnach ist Kulturgeographie nicht mehr kritisierbar. Sie repräsentiert eine Erzählung neben anderen. Das gestattet, die Kulturlandschaft und alles Ontologische, was vor 1968 dazu gesagt worden ist, zu reanimieren. Der Cultural turn unterminiert nicht nur die außerwissenschaftliche, sondern auch die innerwissenschaftliche Kritik: Man ordnet sich der jeweils anderen Wissenschaft, der anderen Erzählung oder der „anderen“ Geographie zu (vgl. Thabe 2002, Lossau 2003) – und fühlt sich vor den Nachstellungen der ersteren sicher.

Die Relevanz solcher Forschungen folgt nicht mehr Kriterien, mit denen andere Teilsysteme der Gesellschaft Wissenschaft ex post bewerten, sondern: „Die ‚Relevanz‘ einer geographischen Analyse dessen, was in einer Gesellschaft verhandelt wird, ergibt sich, Jürgen Habermas 1983 folgend, vor allem aus der Tatsache, dass solche Diskurse häufig staatlichem Handeln vorausgehen. ... Wichtige gesellschaftliche Themen werden in der Regel nicht vom politischen Establishment oder den Vertretern großer Organisationen oder gesellschaftlicher Funktionssysteme aufgeworfen. In diesem Kontext kommt den neuen Erzählungen des Regionalen eine kritisch-reflexive Funktion zu, sie ‚dezentrieren‘ den Glauben an vermeintliche geographische Evidenzen, vermeiden die vorschnelle Reduktion von Vielheiten und Ausgrenzung von Differentem ... und suchen dabei gleichwohl nach Möglichkeiten der ‚Repositionierung‘ der eigenen Normen und ‚Weltbilder‘.“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 308 f.)

Relevanz ist also ex ante gegeben. Kulturgeographie verkörpert die Präexistenz des Politischen. Sie fühlt im voraus, was später einmal politisch und/oder gesellschaftlich relevant werden wird. Kann man denn dagegen sein?

5 Kritische Argumente gegen Kultur als Ordnungshypothese über Raum

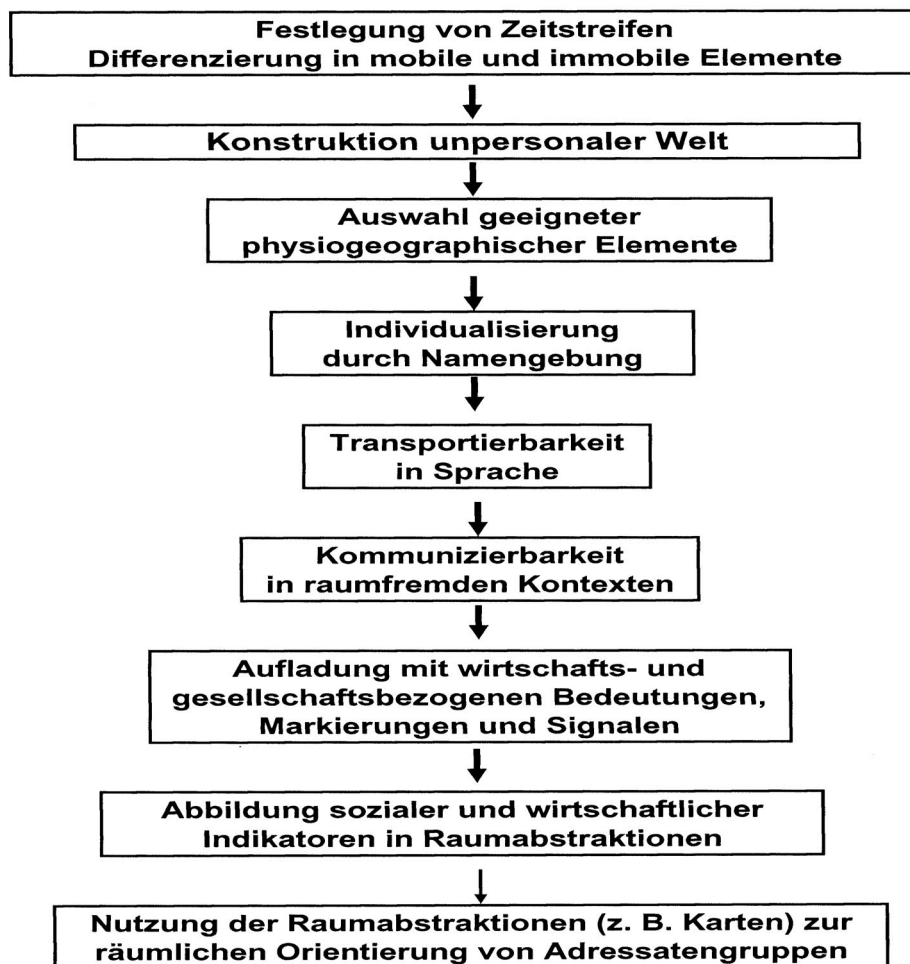
Versteht man kulturologische Symptomatologie als Methode, erscheint sie zumindest historisch gerechtfertigt. Symptomatologie stand immer und steht auch noch heute an der Grenze zwischen Wissen und Glauben. Im Zeitalter der Entdeckungen waren Entdecker und Entdeckte für die Gesamtheit ihrer Kommunikation zumindest heuristisch auf Symptomatologie angewiesen. Sie mussten mit dem Vorwissen aus der eigenen „Kultur“ die fremde erschließen. Sie lasen auf ihre Weise den Gebrauchswert der fremden Gegenstände. Lesefehler wurden hart bestraft, wie uns die Schicksale von Atahualpa (ca. 1500–1533) und James Cook (1728–1779) lehren. Um sie zu vermeiden, lehrte und lernte man linguistische Sprachen, Religion, Geographie, Geschichte, Technik, Soziologie und vieles andere. Kultur als Vermischung der Kategorien Kommunikation, Recht, Gesellschaft, Kunst, Lite-

ratur, Sprache, Technik und Zeit wurde immer stärker entmischt. Man redet erst dann (wieder) von kulturellen Bedingtheiten, wenn man mit normaler Wissenschaft nicht mehr weiter kommt. Dient Kultur hier als funktionales Äquivalent des Undurchschaubaren? Eigentlich müsste Symptomatologie als unsicheres und bisweilen gefährliches Analyseinstrument, einschließlich der kulturlandschaftlichen Indikatorenlehre, möglichst schnell beiseite gelegt werden. Doch folgende Faktoren wirken dagegen.

1. Symptomatologie hat einen erheblichen Unterhaltungswert. Die Erschließung gesellschaftlicher Kenntnisse über Kulissen, also über die unexakten Raumabstraktionen von Interaktionssystemen, ist eine beliebte Freizeitbeschäftigung, die im Tourismus marktwirtschaftlich umgesetzt wird. Symptomatologie als Selbsterfahrung dessen, was andere längst wissen, wird als besondere Herausforderung in Extremsportarten, als Gesundheitselixier oder auch als besonderer Fluchtpunkt aus der garstigen Wirklichkeit eingesetzt. Dieser Eskapismus funktioniert auch in der Wissenschaft: Man geht bisweilen sehr steinige Umwege, um zu abenteuerlich einfachen Ergebnissen zu kommen (vgl. Strüver 2003, S. 127).
2. Der Kulturdiskurs tritt in Wellen auf: Immer dann, wenn durch die Erweiterung der Informations- und Mobilitätstechnik grundlegend neue Inhalte ins Blickfeld geraten, versucht man (in der Regel vergeblich), die alten über die Zeit zu retten. Das geschah nach der Ausbreitung des Buchdrucks (16. Jh.), nach der Einführung von Eisenbahn und Dampfschiffen (19. Jh.), nach der Verbreitung von Flugzeug, Radio und Fernsehen (20. Jh.) und mit der Einführung der Computermedien (21. Jh.). Letzteres erweist sich mit dem Übergang von Encyclopaedia Britannica und Brockhaus auf Google und Wikipedia als besonders kulturträchtig, weil jener das Verhältnis zwischen arriviertem Individuum und seinen Speichermedien völlig umkrempelt. „Man hält an der Form eines Riesengedächtnisses fest, was man erwartet hatte, und muss dann an neuen Informationen erkennen, dass es so nicht eingetroffen ist. Dann muss das System neue Mittel aktivieren oder seine Memoiren korrigieren, um das, was es erwarten kann, auf den neuesten Stand zu bringen. Der Vergleich des Ist-Zustandes mit dem Sollzustand, den man selbst gesetzt hatte, wird zum Dauerproblem, und die laufenden Korrektur-notwendigkeiten ruinieren allmählich das, was an Bindungen vorausgesetzt war. Es bleiben schließlich nur noch die Werte als Selbstbestätigung von Kultur.“ (Luhmann 1997, S. 411) Kultur kaschiert dabei die mehr oder weniger ehrenhafte Resignation des Individuums vor der Flut des Neuen. Jener Rückzug auf Werte ist auch in der Geographie nachvollzogen worden: „Kultur kann ... als Ergebnis vergangenen und als Bedingung künftigen sozialen Handelns eingegrenzt werden; ... als die Gesamtheit der bewerteten und bewertenden Handlungsweisen der Mitglieder einer Gesellschaft sowie deren Ergebnisse“ (Lexikon der Geographie 2002, Eintrag Kultur).
3. Der Satz aus dem Lexikon der Geographie könnte auch im Geschäftsbericht eines beliebigen Großunternehmens stehen, wenn man Kultur durch „gute formale Organisation“ oder „erfolgreiches Management“ ersetzt. Dass Kultur hin und wieder wirklich als

funktionales Äquivalent der formalen Organisation dient, wird im Lexikon der Geographie weiter unten deutlich: „Materielle Kultur ist also ein objektiver Ausdruck von spezifischen Werten, Handlungsmustern und Institutionen, die das Handeln mit einer bestimmten Sinnggebung versehen. In dieser Optik ist beispielsweise die Kulturlandschaft als das Ergebnis kulturspezifischen sinnhaften Handelns zu begreifen.“ (Lexikon der Geographie 2002, Eintrag Kultur). Auch in diesem Zitat scheinen Unternehmen und Unternehmenskultur Pate gestanden zu haben. Allerdings wird Handlungssinn nicht aus Organisationsprogrammen oder Kommunikationsprozessen erschlossen,

Abb. 1: Abstraktionen von der physischen Umgebung



sondern aus der Landschaft abgelesen. Eine bessere Anonymisierung seiner Fremdsteuerung kann sich das Unternehmen gar nicht wünschen. Was nicht aus der Landschaft abgelesen werden kann, fällt weg. Wie in alten Zeiten wird dabei auch vor Tautologien nicht zurückgeschreckt: „In dieser Optik ist ... die Kultur...als Ergebnis kulturspezifischen ... Handelns zu begreifen.“ Tautologie und Verschleierung bestimmter Ziele organisierter Kommunikation lassen sich gut an der im Kontext des cultural turn wieder auflebenden Geopolitik (vgl. Wolkersdorfer 2001, Reuber, Wolkersdorfer 2003) erläutern.

Im Zuge des Verfalls demokratischer Legitimationsprozesse suchen Politiker Ersatzlegitimationen und „finden“ sie in „kulturellen“ Imperativen. Das ist die neue, alte Bedarfssituation für „Geopolitik“. Politik wird nicht aus der Willensbildung des Souveräns filtriert, sondern aus Implikaten des (von früherer Politik geschaffenen, aber dennoch) extern gedachten Administrativraums (= dem Programmraum im gesellschaftlichen Teilsystem Politik). Geopolitik ist zeitversetzte Tautologie. Dies kann an den folgenden Abbildungen gezeigt werden:

Während man eine normale Raumabstraktion über mehrere Schritte von der physischen Umgebung hin zu einem orientierenden Text- oder Zeichnungs-/Kartenkonstrukt erzeugt (Abb. 1), wird bei der Geopolitisierung eine existierende Raumabstraktion (Administrativraum) mit Hilfe von Kultur und Volk ontologisiert und in aggressive physisch-räumliche Aktivität umgesetzt (Abb. 2).

Das spezifisch Undemokratische an Geopolitik kann darin gesehen werden, dass normale Politikprozesse von verschiedenen konkurrierenden Gewalten bestimmt werden. Exekutive, Legislative, Judikative, Administrative, Kriminelle, Ökonomische, Kooperative und Kommunikative Gewalten verfügen unter demokratischen Bedingungen mit eigenen Organisationen über jeweils eigene Programme und eigene Programmräume (Abb. 3; Klüter 2000a, S. 601). Zu einem einzigen, (geopolitisch) eindeutigen Programmraum kann es nur dann kommen, wenn eine Gewalt die anderen vollständig majorisiert, oder wenn alle Gewalten aus wunderbaren Gründen zufällig ein- und demselben Programm huldigen. In beiden Fällen dürfte Diktatur, Verteidigungszustand oder eine ähnliche außergewöhnliche Situation vorliegen. Geopolitik ist dann nichts anderes als die ideologische Verdeckung dieser meist innerstaatlich gewaltsamen Prozesse (vgl. Heinrich 1991). Auch die euphorische Begrüßung des kulturell reanimierten Nationalstaates durch die neuen Geopolitiker (beispielsweise bei Wolkersdorfer 2001, S. 52, 53) ändert nichts daran: Sie unterschlägt unter anderem, dass die Basisgröße für den Nationalstaat nicht von den genuin politischen Gewalten Exekutive, Legislative und Judikative getragen wird. Dafür sind diese drei Strukturen in Demokratien zu stark wahlabhängig. Die Basisstrukturen werden in der Regel durch die dauerhaftere administrative Gewalt getragen. Ihr Programmraum, der Administrativraum, ist eine Projektion öffentlich-rechtlicher Ordnungsansprüche auf geometrisch abgegrenzte Flächen und alles, was darauf an menschlichen Aktivitäten stattfindet. Dieser Administrativraum reicht aus, um die meisten politischen und planerischen

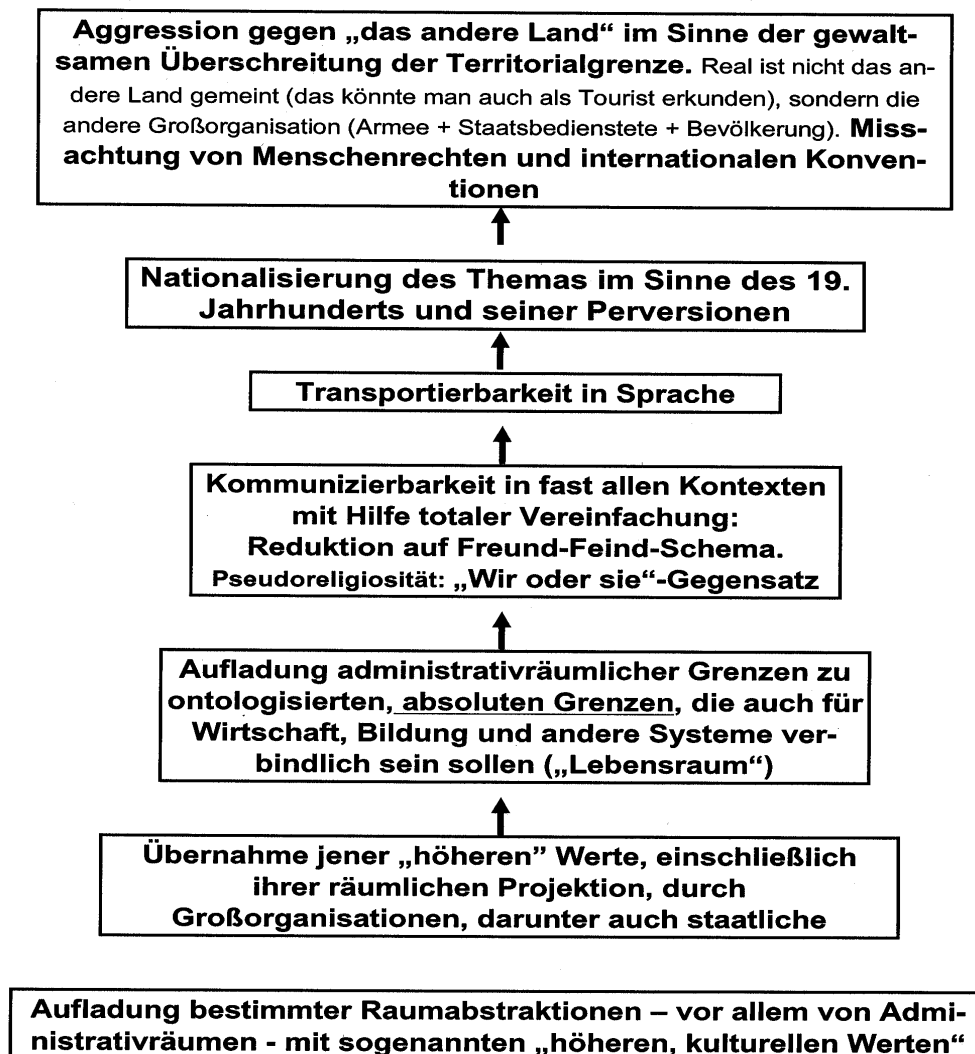


Abb. 2: Raumabstraktionstyp Vaterland: Geopolitisierung zur Erzeugung von Massenaggression („Umkehrung“ der räumlichen Abstraktion, d. h. von abstrakten politischen oder sozioökonomischen Zielen hin zur physisch-räumlichen Aktivität)

Prozesse zu tragen oder zu domestizieren. Die Transformation des staatlichen Administrativraums in ein aggressionsträchtiges „Vaterland“ ist kein automatischer Prozess, sondern bedarf besonderer organisatorischer Anstrengungen in Militär, Geschichte,

Geographie, Schule, Sport und anderen Strukturen (vgl. Klüter 1986, S. 128 ff.; 2000b, S. 46-49). Vaterland kann als Projektion des Glaubens der Bürger an die Integrität des Staates

Abb. 3: Politische Gewaltenteilung in modernen Gesellschaften

Gewalten:	Legislative	Exekutive	Judikative	Administrative	Kriminelle Gewalt	Lobbies, Pressure groups		
	G e w a l t					Kooperative G	Ökonomische e	Kommunikative w a l t
Teil- system	Parlamente Bürgerschaften Gemeinderäte	Regierung Magistrat Bürgermeister	Gerichte	Berufsbeam- ten in nach- geordneten Verwaltungen, Regierungen und Behörden	Negative Nor- men- parallelisierung aus Teilsyste- men mit schwer kontrollierbaren Ansprüchen	Unternehmer- verbände und gesellschaft- liche Gruppen: Parteien, Sportverbände, etc.	Unternehmen	Presse Nachrichten- agenturen, Fernsehen Radio
Personal- selektion	Wahlen	Wahlen	Emennung, häufig auf Lebenszeit		Diskriminierte Abweichler	je nach Satzung	je nach Kapital-u. Organisations- input	Angestellte, Zeitverträge
Themen- selektion	öffentlich	teilweise öffentlich	öffentlich	geschlossen	geschlossen, Verbote in le- galen Systemen	Geschlossen		Output öffentlich
Zeithorizonte Periodi- sierung	Legislatur- perioden (kurz- bis mittelfristig)	Wahl- perioden (kurz- bis mittelfristig)	Pensionierung der Stelleninhaber (langfristig)		Prozeßbezoge- ne Kompetenz (flexibel)	Organisatorische Kompetenz (mittel- und lang- fristig)	nach Kapital- ausstattung und Leistung	diffus (kurzfristig)

Entwurf: H. Klüter1997

auf dessen Administrativraum zur Erzeugung latenter Aggressivität („Vaterlandsliebe“) nicht über normale politische Mechanismen vermittelt werden. Glaube, also religiöser oder pseudoreligiöser Input, ist notwendig, um die gewünschten Aggressionen aufzubauen. „Im Raum oder in der Sprache über Raum ist eine Archäologie der Macht kodiert, die je nach Kontext Ziel, Transmissionsriemen, Manipulationsinstrument und anderes sein kann und die sich nicht in Physiognomie und Funktion, sondern in Symbolisierung und Bedeutungszuschreibung äußert.“ (Reuber, Wolkersdorfer 2003, S. 48). Diese Anweisung zum Stri-

cken effizienter Ideologien kann nur für die Raumabstraktion „Vaterland“ gelten und sollte der Propaganda vorbehalten bleiben. Wenn sie dazu genutzt wird, die „Kulturgeographie als eine spezifische Form von Wissen und Macht“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2003, S. 8) zu etablieren, dann wird Geographie wieder zur opportunistischen Ideologiefabrik. Erst die nachhaltige Vermischung der normalen, friedlichen Abstraktionen Administrativraum und Heimat mit der eher dem Ausnahmezustand zuzuordnenden Abstraktion „Vaterland“ produziert Geopolitik. Geopolitik ist somit der klassische Archetyp der absichtlichen Vermischung grundverschiedener Analysekatoren unter dem Label „Kultur“ für ideologische Ziele.

Es ist an der Zeit, Kultur als Ordnungshypothese über Raum kategorisch zurückzuweisen – und zwar dorthin, von wo sie kam: in die Geschichtswissenschaft. Dort hatte der Kulturbegriff schon immer einen Stammplatz, und zwar als periodisierende Erfassung einer gesellschaftlichen Entwicklung. „Anscheinend operiert Kultur so, dass sie in die Vergangenheit Unterscheidungen hineinliest, die dann Rahmen liefern, in denen die Zukunft oszillieren kann. Die Unterscheidungen geben Formen an, die bestimmen, was von etwas Bestimmtem aus die ‚andere Möglichkeit‘ wäre.“ (Luhmann 1997, S. 592) Auch dieser Kulturbegriff spiegelt demnach eher die Selektionsstrategien des periodisierenden Subjekts wider als das, was zu vergangenen Zeiten geschehen ist.

Der Import aus der Geschichtswissenschaft in die damals noch junge Geographie geht auf Ritter und Ratzel zurück. In einer merkwürdigen Angst versuchten sie, auf diese Weise dem Horror vacui zu entgehen. Ratzels Satz: „Im Raume lesen wir die Zeit“ impliziert, dass die Kategorie „Zeit“ damals schon reichlich inhaltlich „gefüllt“ war. Ratzels Ansatz verstellte den Blick darauf, dass mit Raum Umgebung strukturiert, berechenbar bzw. verwaltbar und erschließbar gemacht wird. Eine Korrektur Ratzels erfolgte bereits 1898 durch Felix Hausdorff, der den geschichtlich ontologisierten, „fotografischen“ Raum-begriff ablehnte:

„...die Starrheit gewisser Naturkörper ist nicht eine aus räumlichen Messungen abgeleitete Tatsache, sondern eine den räumlichen Messungen zugrunde liegende Voraussetzung. Ursprünglich heißt es nicht: Körper sind starr, die zu verschiedner Zeit gleiche Raunteile erfüllen, sondern: Raunteile sind gleich, die derselbe starre Körper zu verschiedenen Zeiten ausfüllt.“ (Hausdorff 1898, S. 101)

„Ich darf hiermit wohl den Beweis, soweit er sich erbringen lässt, als erbracht ansehen, dass es keinen absolut realen Raum von tatsächlicher Konstitution gibt, die von unseren Sinnen einfach realistisch abfotografiert würde; denn bei Umformung dieses Raumes und entsprechender Umformung der ihn erfüllenden physischen Körper bleibt unser Bewusstseinsbild unverändert. Es lässt sich stets ein Verhalten der starren Naturkörper, die unsere Maßstäbe bilden, ersinnen, wobei die Messungen ein von der „Wirklichkeit“ völlig verschiedenes Resultat ergeben; es sind eben die Messungen und nicht diese Wirklichkeit „maßgebend“. Nennen wir jene Raummessung, die auf Voraussetzungen über Starrheit und freie Bewegung fester Körper beruht, die physische Geometrie, die andere, im hypotheti-

schen absoluten Raume angestellte die transzendente, so können wir das Gesagte dahin zusammenfassen, dass die transzendente Geometrie überflüssig ist, wofern sie der physischen beistimmt, unbrauchbar, wenn sie ihr widerspricht.“ (Hausdorff 1898, S. 105)

Es fällt auf, dass Hausdorff den „realen“ Raum der klassischen Geographie bereits „transzendental“ nennt, während der mathematische Raumbegriff, der auch in der Systemtheorie nutzbar ist, als „physische Geometrie“ beschrieben wird. Doch mit dieser Diktion drang Hausdorff seinerzeit nicht durch. Ratzel war etabliert. Man las Hausdorff nicht. Wie attraktiv die Ratzelsche Formel heute wieder ist, kann man in dem in seiner Rückwärts-gewandtheit bizarren Buch des Historikers Karl Schlögel (2003) nachlesen, das jene Formel als Titel nutzt. Peinlicherweise blendet Schlögel in dem nahezu enzyklopädisch angelegten Buch nicht nur Hausdorff, sondern die gesamte physisch-mathematische Diskussion des Raumbegriffs aus. Und das, obwohl die Erstellung von Karten eines von Schlögel's Hauptthemen ist. Unklar bleibt bei ihm, warum der Historiker anderen historischen Quellen wie Urkunden, Chroniken, Dokumentensammlungen so sehr misstraut, dass er die Geschichte lieber symptomatologisch im Raum liest, also gefiltert durch die Selektion der durch Kartenzeichner, Geographen und Architekten. Quellenkritik scheint in der kulturologisch überformten Geschichtsschreibung keine große Stärke zu sein. Übrigens wird auch die Sozialgeographie von 1960 bis heute bis auf wenige überwiegend englischsprachige Autoren völlig unterschlagen. Der für die deutsche Raumdiskussion so wichtige Kieler Geographentag von 1969 hat bei Schlögel (2003) noch nicht stattgefunden.

6 Räumliche Abstraktion als Ordnungsstrategie über „Kultur“?

Die Argumentationen der vorigen Abschnitte zeigen, dass die klassische geographische Methodik zum Themenfeld Kultur an zwei Punkten erweitert werden muss:

1. Kulturgeographie war und ist nicht in der Lage, eindeutige Algorithmen zur territorialen Grenzziehung darzulegen – vor allem dort, wo es um Kultur geht. Wo liegt eine Grenze zwischen unterschiedlichen Aktivitäten/Indikatoren sozialer Gruppen vor und ab wann ist eine solche Grenze Kulturgrenze? Die Kriterien variieren je nachdem, was dem einzelnen Forscher als Symptomatologie einfällt.
2. Die Positionierung der Geographie auf der Rezipienten- oder Interpretatorensseite von „Kultur“ greift zu kurz. Auch Erzählungen darüber, wie die Kultur über die Erde geht (vgl. Hettner 1929), imaginieren eine Neutralität, die in dieser Form nicht stimmt.

Hettners Buch zeigt deutlich, dass schon damals die Geographie auf der Produzenten-seite von „Kultur“ stand. Gerade die nach 1. problematische räumliche Abgrenzung, die Bindung an Territorien, war und ist ein Mittel, den Realitätseindruck von Kultur(-Ideologie) zu verstärken.

Doch zu welchem Zweck? Die Anonymisierung organisierter Fremdsteuering unter dem Label kultureller Werte und Normen wurde bereits erwähnt. Durch die Aufwertung

Typen sozialer Systeme	Selektion durch	Stabilisierung durch	Zeithorizont	Mindestanforderung räumlicher Abstraktion	Struktur der Raumabstraktion	Anwendung auf Beispiele aus dem Themenfeld "Kultur" (vgl. Text)
Interaktion	Anwesenheit	Personen, Themen	sehr kurzfristig	Kulisse	Ordnungsrelationen über bestimmte Umweltelemente	a) Kontingenzvernichtung b) Kult des Individuums - "Vergessen" der Interaktion
Organisation	Mitgliedschaft	1. Stellen 2. Mitgliedschaftsregeln, 3. Entscheidungsprämissen (Programm)	Entwicklung: • Vergangenheit: Geschichte, Tradition, • Gegenwart: Entscheidung • Zukunft: Planung	Programmraum	Topologische bzw. geometrische Abbildung bestimmter Umweltelemente; adressatenspezifische Exaktheit	a) Differenz von Selbst- und Fremdsteuerung. Kombination der beiden Elemente vor allem durch Raumabstraktionen b) Bildungs-, Museums-, Theater-, Denkmalinfrastruktur
Gesellschaft	kommunikative Erreichbarkeit	Heute: funktionale Differenzierung in neue Teilsysteme	Evolution	Sprachraum	Areale von Gültigkeits-, Verstehbarkeits- und Verwendungsspektren	a) technische und sprachliche und soziale Erreichbarkeit b) ontologisierte "Kulturgrenzen"

Programmraum = für mehrere Adressaten standardisierte Modellkulisse

H. Klüter

Abb. 4: Räumliche Abstraktion (Sachdimension) im Themenfeld Kultur

des Norm-Handelns werden andere Handlungsmöglichkeiten ausgeschlossen. „Denn von ‚Kultur‘ als einem eigenständigen Gegenstandsbereich im Unterschied zu ‚Natur‘ spricht man erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und zwar in Reaktion auf zunehmend universalistische, historische und regionale Vergleiche, die Extremfälle (die ‚Wilden‘, vorbiblische Zeiten) einbeziehen und das Material unter dem Gesichtspunkt von für Menschen notwendiger ‚Kultur‘ aufbereiten.“ (Luhmann 1997, S. 587, 588). Abb. 4 zeigt einige Differenzierungen zum Themenfeld Kultur in Bezug auf die sachdimensionalen Raumabstraktionen, die keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

Die in der oben angesprochene Kontingenzvernichtung durch eine bestimmte Art Kultur ist in der Ökologie längst bekannt: Die Artenvielfalt auf Getreideäckern ist geringer als in Eichen-Buchen-Wäldern. Sie gilt nicht nur für „natürliche“ Kulissen, sondern auch für städtebauliche. Luhmann verallgemeinert sogar auf Interaktionssysteme insgesamt: „Kultur verhindert ... die Überlegung, was man anstelle des Gewohnten anders machen könnte.“ (Luhmann 1997, S. 588). Während vor dem Ersten Weltkrieg deutsche Einfamilienhäuser in vielen regionalen und baulichen Varianten errichtet wurden, herrscht heute in

dieser Beziehung eine Eintönigkeit, die die Himmelsrichtungen vergessen lässt. Ob Nord-, Süd-, West- oder Ostdeutschland – die Kulissennormierung erreicht vor dem Hintergrund ungenutzter Kontingenzen nahezu totalitäre Dimensionen. Kulissen dieser Art könnte man nach bestimmten kulturellen Einflüssen differenzieren. Ungelöst bleibt dabei die Frage, warum Nivellierung und Anpassung eintreten. Unter Rückgriff auf Organisationen lässt sich die Frage zumindest teilweise beantworten: Bausparkassen, Bauaufsicht mit ihren Standards, aber auch Fernsehsender mit ihren Serien werben direkt oder indirekt für einen ganz bestimmten Wohntyp, und dies so intensiv und listig, dass nur wenige Massenvarianten in Deutschland den Wettbewerb überleben. Der Frage nach kulturellen Normen und Werten sollte zunächst die analytische Differenzierung in Fremd- und Selbststeuerung vorausgehen.

Organisationen sind in ihrer innerbetrieblichen Arbeitsteilung dann erfolgreich, wenn die Kombination von Fremdsteuerung und Selbststeuerung zum Hintergrundrauschen der gewünschten Aktivität wird. Die Fremdsteuerung gibt einen bestimmten Impuls, die eigentliche Aktivität wird als Selbststeuerung durchgeführt. Der Auftrag einer Dienstreise von A nach B kann aus zwei Zeilen bestehen. Die Umsetzung übernimmt der Fahrer anhand einer Straßenkarte. Dieser geringe Umfang an Fremdsteuerung reicht aus, um eine komplizierte Transportleistung abzurufen. Raumabstraktionen kombinieren Fremdsteuerung und Selbststeuerungskapazitäten in einer Weise, die komplizierte Befehle, aufwendige Hierarchien und entsprechende Kontrollen überflüssig machen. Unter diesem Aspekt ist die Steuerung über räumliche Orientierungen für Organisationen eine sehr erfolgreiche, kostensparende Strategie. Das organisatorische Apriori von Raumabstraktionen kommt dabei zum Zuge: Die Erstellung dauerhafter Raumabstraktionen ist nicht individuell, sondern nur durch Organisationen möglich. Nur spezialisierte Organisationen verfügen über die finanziellen, analytischen, drucktechnischen Instrumente, Fachkräfte und Vertriebsmittel, um Raumabstraktionen zu erzeugen und zu vervielfältigen. Unter diesem Aspekt ist die kulturgeographisch penetrante Reflexion auf das Individuum oder auf das Gattungswesen Mensch nicht zielführend, weil es keinen Einfluss auf die Produktion dauerhafter Raumabstraktionen hat. Oder: Sie ist eine weitere Strategie, die Fremdsteuerung durch Organisationen zu verschleiern. Die aufrichtigere geographische Bezugsgröße wäre hier der Programmraum, der seine Strukturierungs- und Abgrenzungskriterien aus den Programmen von Unternehmen, Behörden und anderen Organisationen bezieht.

Eine ähnliche Gedankenfigur gilt für „Kultur“. Auch der Kultur ist das Individuum machtlos ausgeliefert. Es hat keinen Einfluss darauf, was in den Kultur-Kodex aufgenommen wird. Darüber entscheiden Organisationen. Nicht die einsamen, kreativen, unverstandenen Literaten/Künstler/Komponisten sind Kulturschaffende, sondern diejenigen, die für Verlage, Fernsehen und andere Medien über sie und vieles andere urteilen. Das organisatorische Apriori gilt somit auch für die Kreation von Kultur.

Geographie muss auf diese Situation als Organisations- und Informationswissenschaft antworten. Zwecksetzung ist dann nicht mehr Erd- oder Kulturbeschreibung, sondern die

Erzeugung räumlicher Orientierung bestimmter Adressaten. Die Nachfrage nach Orientierung wächst mit der zunehmenden Mobilität von Menschen, Gütern und Maschinen und der Vielfältigkeit von Informationsströmen.

Je komplexer soziale und ökonomische Orientierungen ausfallen, und je zeitaufwendiger sie dechiffriert werden müssen, desto größer ist die Nachfrage nach ihrer Übersetzung in vereinfachende und leichter zu dechiffrierende räumliche Orientierung.

Träger der Nachfrage sind vor allem Unternehmen und Behörden, die verschiedenartige Aktivitäten gleichzeitig in effektiver Arbeitsteilung koordinieren, steuern und miteinander kompatibel machen müssen. Die fortschreitende Monetarisierung früher unentgeltlich erbrachter Güter und Leistungen erhöht den Organisationsbedarf um ein Weiteres. Damit ist die derzeitige Nachfragesituation umrissen: Der Markt hat einen derart großen Bedarf an synchronisierenden Strategien, dass er auch Schwaches, Unfertiges oder Wiederaufgewärmtes schluckt. Das ist die Konjunktur, auf der auch „neue“ Kulturgeographie, „cultural“ und „spatial turn“ reiten.

Richtiger wäre es, wenn Geographie sich direkt an der Produktion und Perfektionierung von Synchron-Modellen über soziale, technische und/oder sonstige Systeme beteiligt. Diese Modelle

- nutzen für sich die Abstraktion von Zeit und Mobilität (vgl. Abb. 1),
- werden in ihrer Selektivität von den Adressaten selten hinterfragt,
- verlangen den Adressaten hochgradig induktive Schlüsse von bekannten auf unbekannte Systemumgebungen ab (und trainieren sie von der Schule an dahin),
- liefern Sicherheiten für das Agieren in unbekanntem oder das Kommunizieren über unbekannte Systemumgebungen,
- ersetzen die soziale durch räumliche Orientierung (an aufgestellten oder interpretierten Signalen/Markierungen),
- erlauben es somit, Mobilität und andere Aktivitäten durch höchstmöglichen Rückgriff auf Selbststeuerungskapazitäten organisiert fremd zu steuern,
- sichern die Organisationssysteme vor den Gefahren, die durch unkontrollierte (anarchische) Mobilität von Personen und Technik entstehen können.

Der letzte Punkt besagt, dass „kulturelle“ Kontingenzbeschränkung des Handelns Programmpunkt in Organisationen sein kann: Ist ein Ort nicht auf der Karte verzeichnet, kann man nicht dorthin fahren.

Diese Modelle werden auf eine bestimmte Programmdauer für weitreichende Steuerungsprozesse eingesetzt und substituieren reale, befehlende Kommunikationsakte durch indirekte disperse Information, die vom Adressaten aufgenommen wird oder werden muss. Haupteinsatzbereich der Modelle ist die Schnittstelle zwischen sozialen und technischen Systemen. Mit Hilfe räumlicher Orientierungen lassen sich soziale Systeme mit Wahrscheinlichkeitserfolgen steuern, die sonst nur aus der Automatisierung bekannt sind. Somit kann man mit Hilfe jener Synchron-Modelle soziale Steuerungsprozesse automatisieren.

Die reale oder ideelle (modellhafte) Bindung sozialer Systeme an Territorien (Adresse, Grundstücksbesitz) ist eins der wichtigsten Instrumente, einander widersprechende, konflikthafte Aktivitäten und Prozesse in Gesellschaft und Technik miteinander kompatibel zu machen. Die eine Aktivität wird an dem einen, die andere an einem davon entfernten Ort platziert. Die Planung von Kompatibilitäten ersetzt in komplexen urbanen Gesellschaften immer stärker die zielorientierten Strategien (vgl. Klüter 2002). Es geht immer weniger darum, qualitative oder quantifizierte Planziele zu erreichen, als vielmehr darum, Reibungen zwischen den einzelnen territorial gebundenen Aktivitäten so lange wie möglich zu vermeiden. Die Etablierung des Privaten auf immobilien Grundstücken oder in Wohnungen ist gleichzeitig eine großartige Idee zur Zählung des Individuums – das nun zum Schutz seines Grundstücks auf die Regulierung einer staatlichen Administration angewiesen ist und ihr dafür Loyalität zollt – also das Befolgen von geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen der Gesellschaft.

Könnte es nicht ausreichen, Kulturgeographie um Organisationstheorie zu ergänzen? Wahrscheinlich nicht, denn die Entfernung zwischen beiden ist zu groß. In diesem Zusammenhang sei auf eine merkwürdige Koinzidenz verwiesen: Die Konjunktur des Cultural turn und der „neuen“ Kulturgeographie fallen in Deutschland mit einer drastischen Reduzierung an Kultur- und Bildungsinfrastruktur zusammen. Die reichste Gesellschaft, die in Deutschland je existiert hat, ist offenbar nicht in der Lage, die überkommenen Theater, Museen, Schulen und Wissenschaftseinrichtungen zu unterhalten. Anders ausgedrückt: die Mittelverteilung ist in eine derartige Schieflage geraten, dass die Gesellschaft von der Substanz lebt, d. h. zur Erhaltung und Erweiterung des privaten Wohlstands ihre eigene Infrastruktur „auffrisst“. In dem Sammelband „Kulturgeographie“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2003) wird diese alarmierende Tendenz nirgends thematisiert. Die „neue“ Kulturgeographie erschöpft sich hier wie die alte in Belanglosigkeit. Diese Art des kulturellen Niedergangs kann nur erfasst werden, wenn man die Organisations- und Finanzierungsmechanismen analysiert.

Sind es dann nicht doch die anderen Normen und Werte, die die Entscheider dazu bringen, kulturelle und bildungsbezogene Infrastruktur abzubauen? Und über Sponsoring auf sehr teure Weise an anderer Stelle überflüssigerweise wieder aufzubauen? In den USA, Großbritannien und einigen deutschen Bundesländern werden kulturelle Einrichtungen in Mittel- und kleineren Großstädten ausgedünnt, während die Hauptstädte immer neue Institute, Museen und Festivals erhalten. Schon eine relationale Wirtschaftsgeographie müsste hier differenzierter antworten: Die Einbindung der Entscheider in regionale und überregionale Netzwerke setzt Wettbewerbsregeln, die in der einen Region Steuerersparnisse einfordern und in der anderen verstärkte Marktpräsenz durch Sponsoring stimulieren. Die Entscheidung über die Allokation von Infrastruktur geht von der Öffentlichen Hand an die Private. Auch das kann wiederum nur über organisatorische Bezüge – besser gesagt: organisierte Orientierungen und Zwänge – begründet werden, nicht über individuelle.

Könnte man dann nicht die räumliche Domäne des „Kulturellen“ auf die makro-

regionale Ebene beschränken? Ist Kultur nicht etwas, was nur dann funktioniert, wenn viele Organisationen sich daran beteiligen? Mit Hilfe des Luhmannschen Gesellschaftsbegriffs auf der Basis von kommunikativer Erreichbarkeit als Selektionskriterium und des Sprachraumbegriffs als Areal von Gültigkeits-, Verstehbarkeits- und Verwendungsspektren (Klüter 1986, S. 36 ff., S. 104 ff.; 1999, S. 191 ff.) müsste man auch dieses Feld reformulieren. Weite Teile der so genannten Differenzen zwischen Kulturen lassen sich in unterschiedliche Reichweiten von Sprachen, Teilsprachen und Codes (z. B.: Macht/Recht, Geld/Eigentum, Kunst, Liebe/Vertrauen, Glaube) auflösen. Da nach Luhmann moderne Gesellschaft sowieso sich zunehmend in funktionale Teilsysteme differenziert, wird es immer schwerer werden, Grenzen zu finden, die für alle verbindlich sein sollen. Art, Tiefe und Detailliertheit der Versprachlichung, beziehungsweise der Umsetzung in Codes können dabei stark variieren. Vor allem der Geld-Code, die Einbeziehung von gesellschaftlichen Aktivitäten in die Sphäre des materiellen Tauschs war und ist sehr verschiedenartig festgelegt. Erinnert sei an die abends in Moskau oder anderen Millionenstädten der damaligen Sowjetunion umherirrenden ausländischen Wirtschaftsdelegationen auf der Suche nach dem örtlichen Rotlicht-Viertel. Das gab es nicht. Man suchte es vergebens. Sexualität war in der sowjetischen Gesellschaft nicht monetarisiert. Zwar gab es wegen der starken ausländischen Nachfrage einige Subkulturen dieser Art in oder in der Nähe internationaler Hotels. Doch sie breiteten sich nicht aus. War das eine Grenze zwischen östlicher und westlicher Kultur? Keineswegs. Nach der Perestrojka verschlechterte sich die soziale Lage junger Frauen abrupt. Die Monetarisierung nach westlichem Vorbild setzte ein und schuf das bis dahin unbekannte Produkt „sexuelle Dienstleistungen“. West-Ost-Differenzen in der Art und Tiefe der Versprachlichung, Kodifizierung wurden abgebaut.

Warum operiert man aber dennoch immer wieder mit „Kulturgrenzen“? Wahrscheinlich handelt es sich um einseitig auflösbare, kalkulierbare Missverständnisse. Demaskierte Missverständnisse dieser Art sind dann nationale Stereotypen. Läge eine echte Kommunikationsgrenze vor, wie im Falle des Columbus, als er erstmals Amerika betrat, dürfte man keine Information haben, was auf der anderen Seite der Grenze anders ist. Die Exzesse der deutschen Ballermann-Kultur auf Mallorca (<http://www.ballermann6.de>) spielen genau mit diesem Missverständnis: Bestimmte Deutsche fühlen sich sicher, weil die in Deutschland üblichen sozialen Kontrollen aufgrund der „Fremde“ nicht greifen. Also nicht die Fremde ist unbekannt, sondern der betreffende Deutsche fühlt sich auf Mallorca unbekannt. Der Kulturbegriff stützt sich also nicht auf die ungewohnte, andersartige Umwelt, sondern auf die Selbstidentifikation des Individuums, das sich nicht anpassen möchte oder kann. Natürlich könnte man die Differenz von deutscher Seite auflösen und vor der nächsten Mallorca-Reise ein spanisches Gesetzbuch im Internet lesen und sich kultivierter benehmen. Doch genau das ist nicht gewollt.

Der Trennungskult ist keineswegs auf freizeitlebende Biertrinker beschränkt. In Mecklenburg-Vorpommern vergeht kaum eine deutsch-polnische Tagung, auf der nicht über die schwer zu überwindenden kulturellen Unterschiede zwischen den beiden Völkern

getuschelt wird. Das Tuscheln wird weitergehen: Nur 0,2% des erteilten Fremdsprachenunterrichts entfällt in dem nordöstlichen Grenzland auf Schüler, die Polnisch lernen (Englisch 70,7 %, Französisch 15,5 %, Russisch: 8,4 %, Latein: 3,6 %, Spanisch: 1,4 %, Schwedisch: 0,2 %). Die „kulturellen Unterschiede“ bedeuten schlicht, dass auf deutscher Seite kaum jemand eine polnische Zeitung lesen kann. Es gibt einige wenige Schulen, die das Polnische als normale Fremdsprache behandeln und entsprechend erfolgreich vermitteln. Aber auf Landesebene fehlt offenbar der politische Wille dazu. Der Rückgriff auf „kulturelle Normen, Werte und Traditionen“ und andere Allgemeinplätze hat dann die Funktion, die Einflüsse von Organisationen (in diesem Fall der Regierung) zu anonymisieren.

Wird die deutsch-polnische Grenze damit zu der absoluten, also für alle Teilsysteme der Gesellschaft gültigen Territorialgrenze, die die Geopolitik so dringend benötigt? Natürlich nicht. Der Hinweis auf die pauschale Andersartigkeit von Kultur scheint eher ein Indikator für die Grenzen des Wissens des erkennenden Subjekts zu sein. Oder: der Verweis auf „kulturelle Differenzen“ in einer Analyse ist in der Regel ein Hinweis darauf, dass der Autor nicht mehr weiter weiß. Schon daher ist es nicht ratsam, dem „Beobachter“ wissenschaftstheoretisch einen Sonderstatus zuzubilligen. Wenn er unter Zeit-, starkem Programm- oder Nachfragedruck steht, erzeugt ein Wissenschaftler ähnlich suboptimale Produkte, wie andere unter Druck gestellte Erwerbstätige auch.

Geopolitik als Glaube an die absolute Territorialgrenze ist unter diesem Aspekt nicht viel mehr als die intellektuelle Verweigerung, auf die Organisationen, die diese Grenze für ihre Kompatibilität mit anderen Systemen nutzen, nicht einzugehen. Im Zeitalter von Rundfunk, Satellitenfernsehen und Internet ist das absurd. Es kann keine absoluten, sondern nur funktionale – also für bestimmte Teilsysteme der Gesellschaft gültige und von bestimmten Klientelen akzeptierte – Territorialgrenzen geben.

Das bedeutet, dass Unterschiede zwischen nationalen Gruppen nicht ontologisch als Eisberge aus den Kulturen der Vergangenheit in die Gegenwart ragen, sondern mit einem ähnlichen Vergleichsinstrumentarium hinterfragt werden müssen, wie andere innergesellschaftliche Unterschiede auch. Sie können mit Hilfe funktionaler Äquivalenzen oder anderer sozialwissenschaftlicher Strategien geklärt werden. In besonderer Weise gilt das für die wissenschaftlichen Beobachter solcher Unterschiede. Denn angesichts des technisch möglichen Zugangs zu Informationen über Internet und andere Medien in fast allen Sprachen und des immer größer werdenden Überangebots an Information gewinnt die Selektionsstrategie über das, was der Forscher wissen, und das, was er nicht wissen möchte, immer größere Outputrelevanz. Das gesellschaftliche Teilsystem Wissenschaft kann vielleicht auch heute noch als Netzwerk zwischen Organisationen von Hochschulen, Forschungsinstituten und ähnlichen Einrichtungen verstanden werden. Für Informationsströme reicht das Netzwerkmodell nicht aus. Hier bedarf es eines Radiomodells: Jemand erzeugt Information und muss sich damit abfinden, dass sie über sprachräumliche Strukturen wie von einem Sender ausgehend durch evolutionisierende technische Reichweiten immer weiter getragen

wird. Ubiquitarität scheint machbar. Die soziale Reichweitenbegrenzung scheint senderseitig in einem Maße aufgehoben, dass weltbürgerliche Enthusiasten immer wieder in Euphorie geraten. Sie vergessen, dass die Empfänger-Kapazitäten umso stärker begrenzend wirken. Das Nicht-Lernen-Wollen im (o. g. Sinne) der Ballermann-Anhänger, der Kulturontologen oder Geopolitiker, das Nicht-Lernen-Dürfen in Schulen mit veralteten Programmen und übergroßen Klassen und das Nicht-Lernen-Können aufgrund von Exklusion aus gesellschaftlicher Kommunikation sind die Limitationen, und damit auch Problemfelder, denen sich die Sozialwissenschaften, einschließlich der Sozialgeographie, stellen sollten.

7 Zusammenfassung

Gerade in einer komplexer werdenden Gesellschaft scheint der Kulturbegriff als Dach für das, was von dieser Gesellschaft als verstehenswert, erhaltenswert und förderfähig gilt, immer attraktiver zu werden. Das Lesen dieser Kultur im Sinne einer Symptomatologie passt exakt in die landschaftliche Indikatorenlehre der Kulturgeographie, in der das altbekannte Gattungswesen „Mensch“ in Gestalt seines selbst ernannten Stellvertreters, des Geographen, die Landschaft für sich erschließt. Nicht lesbare Inhalte werden ausgeschlossen – vor allem organisatorische Bezüge. Die Konzentration auf „Beobachten“ und „Erzählen“ macht die streitbaren Aktivitäten „Analysieren“ und „Planen“ der Sozialgeographie obsolet und versetzt in eskapistischer Manier den geneigten Leser in das kulturvolle Arkadien, das ihm immer schon vorschwebte.

Am Beispiel der neuen Geopolitik wurde gezeigt, wie selektiv und letztlich tautologisch jene Erkenntnisstrategie aufgebaut ist: Mehrere Raumabstraktionstypen werden unentwirrbar miteinander vermischt, Sprach- und Code-Grenzen werden zu Kulturgrenzen stilisiert. Alte, gern gesehene Feindbilder werden latent gehalten. Die textlichen Nähen von Geopolitik und Kulturgeographie und ihre Nutzung für das politische Lager-Denken sind verräterisch. Die Abgrenzung der einen „Kultur“ von der anderen korreliert häufig mit den oft ungenügenden Fremdsprachenkenntnissen der Autoren, die es ihnen und den Lesern gestatten, sich in dem fremden Land wie in einem Zoo zu bewegen. Dort, wo Kultur über die periodisierende Geschichtsschreibung (Epoche) oder die Erfassung einer Bildungs-, Denkmals- und Unterhaltungsinfrastruktur hinausgeht, wird sie in der Geographie zu einer Selbstbeschränkung der Analyse:

1. Man lässt die organisatorischen Bedingtheiten einer sachbezogenen oder territorialen Grenze außer acht.
2. Man schaut absichtlich nicht hinter eine territoriale Grenze – oder verringert für die Betrachtung der anderen Seite die Tiefenschärfe.
3. Man bindet Informationen, Aktivitätenspektren, Sprachen und Austauschmöglichkeiten in prämoderner Form nach dem Modell der Raumabstraktion „Grundstück“ an ein Territorium, ohne ubiquitäre Mechanismen wie Massenmobilität,

Internet, Fernsehen und ihre Bearbeitung in anderen Raumabstraktionen zu berücksichtigen.

Damit ist der Gebrauch jener „Kultur“ in der Wissenschaft selbst Symptom einer Problemlage und muss sozialwissenschaftlich, d. h. auch sozialgeographisch hinterfragt werden.

Fruchtbarer erscheint die Umkehrung der Fragestellung, also die Auflösung kultureller Differenzen über Raumabstraktionen und die Programme ihrer Träger. Die von ihnen induzierte Fremdsteuerung, die über Raumabstraktionen vermittelt wird, ist oft so stark, dass es Sinn macht, sie unter Rückgriff auf „kulturelle Normen und Werte“, „Lebensformen“, „Traditionen“ und andere Allgemeinplätze zu anonymisieren. Für die Erzeugung von Raumabstraktionen und Kultur gilt somit ein organisatorisches A Priori. Sie lassen sich nicht von Individuen produzieren. Wenn Geographie Probleme dieser Art aufarbeiten will, kann sie das nur als Organisations- und Informationswissenschaft.

Die territoriale Kulturgrenze ist demnach bestenfalls eine sprachräumliche oder Code-Grenze. Unter heutigen Informationsbedingungen mit Internet, Fernsehen und anderen grenzunabhängigen Medien sind absolute Territorialgrenzen, die für alle gesellschaftlichen Teilsysteme gelten sollen, unrealistisch. In der Regel sind „Kulturgrenzen“ konstruierte, einseitig auflösbare, kalkulierbare Missverständnisse. Demaskierte Missverständnisse dieser Art sind nationale oder kulturelle Stereotypen. Nur funktionale Grenzen sind denkbar. Sie müssen auch funktional, und damit sozialwissenschaftlich analysiert werden.

Geographie sollte sich daher von der Kultur-„beschreibung“ distanzieren und sich verstärkt mit der Erzeugung und dem Gebrauch von Raumabstraktionen für Organisationen befassen. Raumabstraktionen gestatten äußerst effektive Verbindungen von Fremd- und Selbststeuerung. Der Pauschalverdacht, Fremdsteuerung würde durch kulturelle Normen und Werte erzeugt, ist heute nicht mehr haltbar. Denn für große, stark arbeitsteilige Organisationen werden räumliche Synchron-Modelle zunehmend notwendig, um die wachsende Eigenkomplexität zu bewältigen und für andere Systeme operationabel zu kanalisieren. Diachronmodelle (mit Kausal- und Finalerklärungen) sind für die Steuerung großer Systeme zu umfangreich, zu aufwendig. Das bedeutet, dass immer mehr soziale und ökonomische durch räumliche Orientierungen, und somit durch weitere nicht zu hinterfragende, automatisierte Fremdsteuerung ersetzt werden muss. Von Kultur bleibt dabei wohl nur noch die Imagination, die Umwelt entspräche dem eigenen Wissen.

Literatur

Claval, Paul 2001: Geography and culture today. In: IGU study group: The cultural approach in geography. Newsletter Nr. 6. S. 1-8.

Geertz, Clifford 1973: The interpretation of cultures. Selected essays. New York.

Falter, Reinhard, Jürgen Hasse 2002: Geographie und das Mensch-Natur-Verhältnis. In: Erdkunde 2002, Bd. 56/2, S. 81-94.

- Gebhardt, Hans 2003: Bilder der Erde – Weltbilder in geographischer Sicht. www.geog.uni-heidelberg.de/anthropo/mitarbeiter/gebhardt/weltbilder.pdf (eingesehen am 11.10.2005)
- Gebhardt, Hans, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer (Hg.) 2003: Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Berlin, Heidelberg.
- Gebhardt, H., P. Reuber, G. Wolkersdorfer 2004: Konzepte und Konstruktionsweisen regionaler Geographien im Wandel der Zeit. In: Berichte zur deutschen Landeskunde. Bd. 78, H. 3, 2004, S. 293-312.
- Habermas, Jürgen 1983: Theorie kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.
- Hard, Gerhard 2002: Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie. Band 1 (Osnabrücker Schriften zur Geographie, Band 22) Osnabrück.
- Hard, Gerhard 2003: Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie. Band 2 (Osnabrücker Schriften zur Geographie, Band 23) Osnabrück.
- Hausdorff, Felix 1898: Das Chaos in kosmischer Auslese. Erschienen unter dem Pseudonym Paul Mongré. Leipzig.
- Heinrich, Horst-Alfred 1991: Politische Affinität zwischen geographischer Forschung und dem Faschismus im Spiegel der Fachzeitschriften. (Giessener Geographische Schriften 70) Giessen.
- Hettner, Alfred 1929: Der Gang der Kultur über die Erde. 2. Auflage. Berlin, Leipzig.
- Huntington, Samuel P. 1996: Der Kampf der Kulturen. The Clash of Civilizations. München, Wien.
- Klüter, Helmut 1986: Raum als Element sozialer Kommunikation. (Giessener Geographische Schriften 60) Giessen.
- Klüter, Helmut 1999: Raum und Organisation. In: Peter Meusburger (Hg.): Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart. S. 187-212.
- Klüter, Helmut 2000a: Regionale Kommunikation in Wirtschaft und Politik. In: Informationen zur Raumentwicklung 2000, Nr. 9/10: 599-610.
- Klüter, Helmut 2000b: Räumliche Aspekte von Transformationsproblemen aus systemtheoretischer Perspektive. In: Europa regional 2000, Nr. 3/4: 35-51.
- Klüter, Helmut 2002: Raum und Kompatibilität. In: Geographische Zeitschrift 90, 2002. Heft 3 + 4, S. 142-156.
- Klüter, Helmut 2005: Geographie als Feuilleton. Anmerkungen zu dem Buch „Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen“. Hg.: Hans Gebhardt, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer. Berlin, Heidelberg 2003. In: Berichte zur deutschen Landeskunde. Bd. 79, H. 1, 2005, S. 125-136.
- Lexikon der Geographie. 4 Bde. Berlin 2002. Hg.: Ernst Brunotte et al.
- Lossau, Julia 2003: Geographische Repräsentationen – Skizze einer anderen Geographie. In: Hans Gebhardt, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer 2003, S. 101-111.
- Lotman, Jurij M. 1972: Die Struktur literarischer Texte. München.

- Luhmann, Niklas 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Bd. 1 und 2. Frankfurt.
- Reuber, Paul, Günter Wolkersdorfer 2003: Geopolitische Leitbilder und die Neuordnung der globalen Machtverhältnisse. In: Hans Gebhardt, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer 2003, S. 47-65.
- Schlögel, Karl 2003: Im Raume lesen wird die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München, Wien.
- Strüver, Anke 2003: „Das duale System“: Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Identitätskonstruktionen aus feministisch-poststrukturalistischer Perspektive. In: Hans Gebhardt, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer 2003, S. 113-128.
- Thabe, Sabine 2002: Raum(de)konstruktionen. Reflexionen zu einer Philosophie des Raumes. Opladen.
- Uhlig, Harald 1970: Organisationsplan und System der Geographie. In: Geoforum 1970, Heft 1. S. 19-52.
- Wolkersdorfer, Günter 2001: Politische Geographie und Geopolitik: Zwei Seiten derselben Medaille? In: Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer (Hg.): Politische Geographie. (Heidelberger Geographische Arbeiten, Band 112) Heidelberg.